Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 290. Bromberg, den 17. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von Hans Dominik.

(3. Fortsetzung.)

Die verwünschte Malaria zwingt mich, meine Nachforschungen zu unterbrechen und mich ins Bett zu legen . . ."

Damit hörten die Tagebuchaufzeichnungen Lönholdts auf. Drei Tage später war er tot. —

Georg legte das Tagebuch beiseite. „Nun, Marian, hast du den Artikel von Doktor Rostow gelesen? Alles verstanden?"

„Ja! Gelesen habe ich's. Verstanden habe ich's auch. Es ist ja fast das gleiche, was Lönholdt über den Fall schreibt. Ich muß zugeben, daß ich jetzt Lönholdts Aufzeichnungen anders beurteile. Ich hatte bisher an der Richtigkeit seiner Erzählung so starke Zweifel, daß ich keine andere Erklärung finden konnte als . . . Phantasien eines Fieberkranken. Aber wirklich alles zugegeben . . . das eine kann ich nicht verstehen, wie es Allgermissen gelingen konnte, den Geist so vieler verschiedener Köpfe auf einmal in seinen Bann zu zwingen."

„Allerdings, das ist eine schwer erklärliche Sache, Marian. Aber vielleicht kommen wir dahinter, wenn wir erst einmal die Apparatur Allgermissens richtig aufgebaut haben. Leider fehlen in der Verstärkerskizze Lönholdts die genauen Angaben der elektrischen Werte. Das wird meiner Meinung nach das Schwierigste an der Aufgabe. Ein Glück dabei, daß Lönholdt die gute Idee hatte, die versilberten Kristalle aus dem Verstärker Allgermissens herauszunehmen. Ein weiteres Glück, daß sie mit seinem Nachlaß in meine Hände gekommen sind. Ganz offenbar spielen sie als kleinste Kondensatoren in der Verstärkereinrichtung für kürzeste Wellen eine bedeutende Rolle.

Haben wir erst mal den Verstärker, wie Allgermissen ihn hatte, muß sich alles andere finden. Du siehst jedenfalls, daß das Problem hochinteressant ist. Wenn man da seine Phantasie schweifen läßt, kommt man ja zu Möglichkeiten, die mehr als phantastisch sind."

Marians Gesicht wurde ernst und abweisend. „Das glaube ich auf keinen Fall. Die Gesetze der Natur werden solche Ausschreitungen nicht zulassen. Ich glaube es nicht und hoffe es nicht."

Georg stand betroffen. Er suchte Marians Augen und stutzte — dieser Ausdruck eines anderen Willens, einer Seele, die nicht zu seinem Körper gehörte . . . Schon einige Male in ihrem Leben hatte er den gesehen . . . und immer dann, wenn Marian wie von einem fremden Geist besessen Worte sprach, welche nicht von ihm zu kommen schienen.

„Denkst du auch daran, Georg, daß Allgermissen in Wahnsinn verfiel? Nemesis nannten's deine alten Griechen."

Georg machte eine abweisende Handbewegung. „Abergläubische Gedankengänge eines noch in Urzeiten wurzelnden Volkstums, mein lieber Marian! Einfachste physikalische Logik legt solche Möglichkeiten nahe . . .

Aber ich hake immer wieder bei der anscheinend so nebensächlich hingeschriebenen Bemerkung von den großen pharmakologischen Kenntnissen Allgermissens fest. Was Lönholdt da so in kurzen Stichworten schreibt, ist meiner Meinung nach ein Erklärungsversuch für das viele Rätselhafte, was sich während der Tage und Nächte, in denen Allgermissen im Gefängnislazarett war, ereignete. Leider ist das alles kaum zu verstehen. Vielleicht bin ich aber auf dem rechten Wege, wenn ich es in folgender Weise deute:

Allgermissen war, wie Lönholdt schreibt, ein guter Kenner pflanzlicher Gifte. Wenn ich von dieser Bemerkung ausgehe, komme ich zu demselben Schluß, zu dem anscheinend auch Lönholdt gelangt war. Allgermissen hatte bei seinen Forderungen Pflanzengifte entdeckt, die geeignet sind, verschiedene Eigenschaften des menschlichen Hirns in krankhafter Weise zu steigern. Solche Stoffe kennt man ja seit langem. In diesem Falle müßten die Gifte die besondere Wirkung gehabt haben, die Empfänglichkeit oder die Strahlung des denkenden Hirns durch ein oder vielleicht auch durch mehrere Präparate zu verstärken. Wahrscheinlich hat er es durch Anwendung solcher Mittel fertiggebracht, zeitweise aus dem Lazarett zu entweichen. Ist meine Vermutung zutreffend, dann hat Allgermissen das Problem in verschiedener Weise, elektrisch und chemisch, gelöst.

Aber das sind ja wie gesagt alles nur Vermutungen. Lassen wir es sein, wie es wolle. Ich werde von jetzt ab sehr ernsthaft an dem Verstärker arbeiten. Doch nun Schluß für heute!" —

*

Drei Wochen waren ins Land gegangen. Wochen, in denen die Lampen im Laboratorium nur selten erloschen. Da kam ein Telegramm von Anne: „Wir kommen morgen." Georg las es mit unbeschreiblicher Freude. Die unausgesetzte Arbeit, die Sorgen, die das Konkursverfahren brachte . . . jetzt wollte er sich frei machen von all dem, an nichts anderes denken als an die glückliche Gegenwart, an ein frohes Zusammensein mit seiner Verlobten.

Und es wurde fast noch schöner, als er gehofft, es wurden Wochen heller Freude. Es war ihnen, als wäre ihrer Liebe ein neuer Frühling geschenkt. So viele Stunden glückseligen Beisammenseins.

Forbin war viel auf Reisen über die nahen Grenzen. Helene hatte in Aachen einen alten Verehrer aufgegabelt, einen belgischen Baron de Castillac, der sich ihr stark attachierte. Er kam häufig mit seinem Hundertpferdigen nach Neustadt und holte Helene zu Ausflügen ab. Durch sein vornehmes Auftreten und seine Eleganz bildete er für die Neustädter Weiblichkeit ein dankbares Gesprächsobjekt. In einem sehr kleinen Kreis Eingeweihter war er bekannt als Spezialist für Waffenschiebungen größten Umfanges.

Hier in der Heimat, in der alten Umgebung, an der Seite ihres Verlobten gelang es auch Anne, sich von allem Drückenden frei zu machen. In vollen Zügen genoß sie die schönen Tage. Ihre Mienen spiegelten das Glück ihres Herzens wider. Der herbe Zug um den Mund war verschwunden. Der sonnige Abglanz inneren Glücks verschönte sie, daß Helene die um acht Jahre jüngere Schwester oft neidvoll betrachtete. —

Als eines Tages Anne Georg zu einem Spaziergang abholen wollte, führte er sie mit geheimnisvollem Lächeln in sein Laboratorium. Anne kannte den Raum schon von früher und wunderte sich nur über eine längliche, an der Wand befestigte Truhe, die früher nicht dagewesen war. Georg führte sie zu der einen Schmalseite der Truhe und gab ihr eine Schachtel Streichhölzer in die Hand. Er selbst trat zurück und begann an einigen Hebeln zu schalten.

„Bitte, Anne, zünde doch ein Streichholz an und halte es unter diese überstehende Metallplatte."

Mit verwundertem Lächeln sah Anne ihn an und tat dann wie geheißen. Im selben Augenblick schrie sie laut auf, ließ das Streichholz fallen, schlug wie geblendet die Hände vor die Augen.

Im Moment, da sie das Hölzchen entzündet hatte, war von der Decke des Zimmers eine unendliche Fülle weißgelben Lichts gestürzt, die den Raum mit flutenden Lichtwellen erfüllte, als stünde er in hellstem Brand. Erst als sie die Arme Georgs um sich fühlte, konnte sie sich von dem Schreck frei machen. Dann schaute sie ihn vorwurfsvoll an.

„Aber Georg! ... Was war das ... Was treibst du da für Zauberkunststücke?"

Georg strich ihr lachend übers Gesicht. „Ach, so hat dich das kleine Experiment erschreckt? Das war doch ganz harmlos, nichts von Zauberkunst. Du siehst hier nichts anderes als einen Verstärker, wie du ihn vom Radioapparat her wohl kennst. Nur, daß der hier alle Wellen verstärkt. Nicht nur die langen Radiowellen, sondern auch die kurzen und kürzesten hinab bis zu den Lichtwellen. Die Lichtflut, die dich erschreckte, war nichts anderes als die millionenfach verstärkte Flamme des Streichholzes."

„Aber was soll das, Georg? Wozu ist das?"

„Das war vorläufig nur, um kleine Mädchen zu erschrecken, aber ..." und hier wurde Georgs Gesicht ernster „... das ist vielleicht das Fanal für eine Erfindung folgenschwerster Art ... folgenschwerster ..." Das Wort kam noch einmal ganz leise, wie mechanisch, von Georgs Lippen.

„Und das ist dein Werk, Georg?"

„Nein! Nicht ganz mein Werk. Aber das dir alles zu erklären, brauchte ich Stunden, liebe Anne. Wir wollen jetzt 'raus aus dieser Höhle gehen, in den schönen Frühlingssonnenschein und nur an uns denken. Aber, Anne", er konnte trotz des Ernstes, mit dem er sprechen wollte, den Scherz nicht lassen, „hebe den Finger hoch und schwöre, daß du zu niemand auch nur mit einer Silbe von dem sprechen willst, was du hier sahst."

Anne hob lachend den Finger. Da sah sie sein Gesicht und wurde ernst. „Ja, ja, Georg, ich schwöre es dir." Sie schlug die Arme um ihn. „Georg, Liebster! Nie wird ein Wort über meine Lippen kommen." —

Es war zwei Tage später. Georg hatte sich am Nachmittag vom Boden ein altes Grammophon geholt und hatte allerlei Anschlüsse und Schaltungen zwischen diesem Apparat und der großen Verstärkertruhe gemacht. Jene geheimnisvolle Wachsplatte, die er in Lönholdts Nachlaß gefunden hatte, drehte sich lautlos auf dem Teller des Grammophons.

Stunden vergingen. Immer wieder trat er mit enttäuschtem Gesicht aus der Mitte des Zimmers, wo an der Decke Antennendrähte hingen, zu den Apparaten, schaltete und probierte von neuem. Der fehlende Plattenteil ... enthielt der wohl die notwendige Abstimmung? ... Wäre alles umsonst gewesen? ... Verzweifelt stand er, sann, dachte. Tausend Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf ... dann war es ihm auf einmal, als ob ein fremder Wille ihn überwältigte. In seinen Füßen zuckte es. Der Körper begann sich zu bewegen, zu drehen. Die Füße folgten. In immer lebhafter werdenden Tanzschritten bewegte sich Georg durch den Raum. Seine Augen leuchteten in freudigem Triumph. Die frohe Erregung ließ seinen Atem schneller gehen. Hemmungslos, willenlos überließ er sich dem Gebot eines fremden Willens. Dabei glitten seine Augen immer wieder zu der Wachsplatte, die sich lautlos auf dem Teller drehte ... drehte, bis sie abgelaufen war, zur Ruhe kam. —

Eine Weile stand er hoch atmend. Dann brach es aus seinem Munde: „Ich hab's gefunden! Doch jetzt sofort eine neue, stärkere Probe! Jetzt will ich nicht willenlos dem fremden Zwange folgen, will alle meine Kraft daranwenden, ihm zu widerstehen."

Schnell eilte er zu der Wachsplatte ließ sie wieder laufen. Er trat in die Mitte des Zimmers zurück. Ein paar Sekunden, dann begann er erneut zu tanzen. Doch jetzt nicht mehr den Glanz des Triumphes in den Mienen. Nein, ein von heftigstem Widerstand verzerrtes Gesicht. Ein Paar Augen, trübe, müde, wie von fremdem, quälendem Zwang gedemütigt ...

Jetzt verlangsamten sich seine Schritte ... er blieb taumelnd stehen, tiefste Erschöpfung vergeblichen Widerstandes über Gestalt und Gesicht ausgegossen. Seine Brust arbeitete in heftigen Stößen, wie wenn er eine unerhörte Anstrengung hinter sich hätte. Mit langsamen, schleppenden Schritten ging er zum Schreibtisch, ließ sich wie geschlagen in den Stuhl fallen.

„Alles habe ich versucht! ... Habe mich mit allen meinen körperlichen und geistigen Kräften gegen den Zwang der Gedankenwellen, die von dieser Wachsplatte herkommen, gewehrt ... jeder Widerstand umsonst! Ich bin unterlegen", stieß es rauh aus seiner Kehle.

Er stützte das Gesicht in die Hand, die andere blätterte in nervösem Spiel in Lönholdts Tagebuch. Jetzt legte er es in den Schreibtisch zurück, stand auf und ging nachdenklich hin und her. Vor dem Grammophon im Hintergrund des Zimmers blieb er bisweilen stehen, nickte befriedigt vor sich hin, strich wie liebkosend über die Wachsplatte. „So weit wäre ich also. 's hat Mühe gekostet! Marian, der gute Junge, wird mir ja allerhand abzubitten haben. Wie hat er mir immer widersprochen, seitdem ich mich mit Allgermissens Problem herumschlage ... Der Anfang wäre gemacht ... ob ich jemals alles erreichen werde, was der gekonnt hat? ..."

Er schaute auf die Uhr. Wo Marian nur bleibt? Sein Zug müßte doch schon da sein. Der wird Augen machen!

Während Georg Astenryk so sinnend dastand, fühlte er, wie die Ruhe, zu der er sich gewaltsam gezwungen, wich, wie ein feindlicher, neugieriger Drang aus seinem Unterbewußtsein hervordrängte, kühle Berechnung, klares Denken über den Haufen zu werfen drohte.

Unschlüssig zwischen ungestillter Neugier und kühler Überlegung hin und her geworfen, trat er zögernd näher an den Apparat heran. Ein kurzer Blick auf die Uhr. Vielleicht würde Marian jetzt kommen? Einerlei ... wenn er's auch sah. Aber jetzt will ich doch einmal die Probe mit dem Stahlhelm machen. Der Ordonnanzoffizier bei General Iwanow blieb unbeeinflußt ...

Georg nahm von der Wand einen Stahlhelm seines Vaters, ein Erinnerungsstück aus dem Weltkrieg, und setzte ihn auf den Kopf. Dann schaltete er an dem Apparat. Sein Blick ging zu der Platte auf dem Grammophonteller, die sich drehte.

„Aha!" murmelte er. „Es stimmt. Der Stahlhelm läßt die Wellen von der Deckenantenne nicht durch." Noch ein kurzes Zögern. Seine Hände gingen wiederholt zum Helm, glitten wieder herab. Dann warf er den Helm mit plötzlichem Entschluß zur Seite — und dann?

Sekundenlang stand Georg wie angewurzelt. Die Beine gestrafft, die Füße wie sich festsaugend auf den Boden gestemmt, die Fäuste geballt, die Stirn gekraust, die Kiefern fest aufeinandergepreßt. Die ganze Gestalt ein Bild gesammelter, stärkster Widerstandskraft ... Ich will nicht! Ich will nicht! hämmerte es unausgesetzt in seinem Hirn ... jetzt ... ein gequältes Stöhnen aus seinem Mund, die gespannten Sehnen lockern sich, zuerst der eine, dann der andere Fuß lösen sich vom Boden — und dann? — dann war es, als finge eine Marionette an sich im Tanz zu bewegen. Noch ein paar Schritte ... der letzte Widerstand erloschen ... in lockeren, freien Tanzfiguren bewegte sich Georg Astenryk durch das Zimmer.

„Georg! Was hast du? Hast du das große Los gewonnen, oder ..."

In der geöffneten Tür stand Marian und schaute verwundert auf Georg, der sich, anscheinend ohne von ihm Notiz zu nehmen, unaufhörlich im Tanzschritt durch das Zimmer bewegte.

Da trat Marian mit ein paar hastigen Sprüngen in den Raum und griff Georg am Arm, um ihn festzuhalten. Doch der stieß ihn zur Seite — und tanzte weiter. Marian stand in sprachlosem Erschrecken. Was war mit Georg? Waren seine Nerven unter der Tag- und Nachtarbeit der letzten Wochen zusammengebrochen?

Da hielt der plötzlich inne, warf sich aufatmend auf einen Diwan und deckte die Hände über das Gesicht. Nach

einer Weile stand er langsam auf, wischte sich die Stirn und trat lachend an Marian heran.

„Marian!" Georg legte beide Hände auf dessen Schultern, sah ihn mit entspanntem Gesicht an, in den noch fiebrig glänzenden Augen ein Blitzen freudigen Triumphes.

„Marian! Liebster Kerl, ich hab's! Habe das Geheimnis von Allgermissens Platte."

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirchlein über dem Meer.

Skizze von **Johannes von Kunowski.**

Droben am Ostseestrand, wo sommers die Städter mit bunten Tüchern im Sande liegen und mit ihrem Lärm die Vögel und Kaninchen in den Dünen jagen, steht steil über dem Wasser die Ruine von Hoff. Durch leere Fensterbogen zwängt sich vom Meere der Wind dem Lande zu, Steintrümmer decken Hang und Strand, und mit jedem Herbst und jedem Frühjahr frißt die See mit der Düne Brocken vom alten Kirchlein. Und das Land um das Gotteshaus, das einstmals Totenacker gewesen, öffnet sich wie am jüngsten Tage und gibt die Toten frei. Sturm peitscht im Winter um die alten Mauern, zerrt am Gestein, und Sand rieselt ab in millionenfältig kleinen Körnchen, die Dünen hinunter, zum Strande, zur See, die ihr altes, ewiges Lied singt und kommt und geht, mit jeder Welle. —

Lag einstmals draußen vor dem Kirchlein die Küstenstraße. Weite, wogende Kornfelder dehnten sich bis zu dem Meere, und Klaus Bölk war der Reichsten einer unter den Bauern. Hatte ein Töchterlein, Magdalene getauft; war schlank und rank und blau von Augen wie das Wasser, wenn sich drinnen im Heuert die Sonne spiegelt. Und abends, sobald der Friede über Dorf und Hof sich breitete, ging Len Bölk mit dem Tuch um die Schultern seewärts, zum Strande, wo der Fischer Boote waren. Breit und behäbig lag Jürgen Mettes Kahn im Sande, leicht auf die Seite geneigt. Es roch gut nach Teer und den Netzen, und auf der vordersten Ruderbank saßen die beiden, Hand in Hand, sahen hinaus auf das Meer und sprachen von ihrem Glück und wie alles werden sollte, dereinst. Wenn der Mond über das Wasser glitt, leuchtete des Mädchens Scheitel wie eitel Silber, und in die Augen kam das Sinnen, das über das Meer trug, weit fort in die Welt und weit fort auch in die Zeit.

Gesichte, Zukunft, Hoffnung? Und dann: Arm und reich, alt und jung — das konnte guten Klang nicht geben. Als der Herbst die Blätter färbte und der Wind sich aufmachte, daß jedweder die Läden fester vor sein Häuslein legte und die Keller füllte, nun, da es Winter werden wollte, da schlug der alte Bölk mit der Faust auf den schweren Eichentisch und zertrümmerte damit das stille Glück, das Träumen und alle Hoffnung. War just ein grauer Dezembertag, als dies Wetter wieder tobte und Len Bölks Augen rot wurden vom Weinen. Am Abend richtete Jürgen Mette sein Boot, drückte des Mädchens Hand und schwur: „Ich hole dich doch!" Stieß dann ab vom Lande, fuhr in die Nacht und die grimme See, und das Mädchen blieb allein am Strande, stand hoch im Winde, und sein Tuch wehte den letzten Gruß.

Jürgen Mette ging unter in dieser Nacht, in der sich ein Sturm aufgemacht hatte — so meinten die Leute, und niemand hat je wieder von ihm gehört. Sein Wort aber blieb in Len Bölk durch alle Zeit, so daß sie dem Vater trotzte und den Burschen absagte, die Sonntags schmunzelnd durch des Hofes Weizenschläge gingen. „Ich hole dich doch!" — Ihr Haar bleichte unter den Jahren, und ihre Augen erstarben vor Tränen und Sehnen. Aber das Meer, das einzig Zeuge des Schwures gewesen und das allein wußte, wo der lag, der ihn getan, nutzte die Jahre. Fraß mit jeder Flut, mit jedem Sturm gierig das Land. Schlang die Küstenstraße, und als Altbauer Bölk sich zum Sterben legte, den Vorwurf um seiner Tochter Glück im Herzen, da war die See so weit, daß sie auch an seinem Lande sich nährte. Nahm erst den kleinen, schmalen Steg, der noch hoch oben auf der Düne vor den Schlägen lief, nahm dann den Acker, Krume für Krume, so daß die Halme sich legten, todmüde des ewigen Kampfes.

Len Bölk wurde alt, eine Einsame, die aber noch immer zum Meere lauschte, wenn der Sturm gegen ihr Haus pochte und das Salz und die Feuchte mit sich trug. Und als auch sie starb, da war von ihres Vaters Lande schon ein Viertel verschwunden, spurlos dahin, dorthin, wo Jürgen Mette war. Man begrub sie beim kleinen Kirchlein neben dem Vater. Es war die letzte Leiche, die man hier bettete, denn die Dörfler fürchteten das Meer nun auch schon für Kirchlein und Totenacker.

Und die See gab nicht nach. Lachte der Mühen der Menschlein und fraß sich satt an gutem Lande, ließ Baum und Strauch auf ihren Wellen tanzen.

„Ich hole dich doch" — das Kirchlein stürzte, und der geweihte Boden mit den Gebeinen der Toten erlag der See Zoll für Zoll. Len Bölk hat ein langes Leben lang gewartet, sie konnte auch im Tode harren. Und als wieder fünfzig und wieder hundert Jahre vergangen waren, da erfüllte die See in einer Dezembernacht Jürg Mettes Schwur. Nahm Len Bölk zu sich mitsamt dem Vater, führte sie dorthin, ins Unermeßliche, wohin sich die beiden Liebenden einst geträumt, als sie vorn im Boote saßen. Gab sie einander. — —

Noch steht der letzte Bogen der Kirche von Hof. Doch die See treibt jahraus, jahrein ihr altes Spiel, und sie gibt nicht Ruhe, bis sie das Kirchlein ganz zu sich gezogen. Möven flattern um die alten Steine, und wenn die Vögel zur Zeit der großen Wenden die Küsten entlang ziehen, umschwärmen sie lärmend das rote Gestein.

„Ich hole dich doch!" — Hochauf spritzen die Wellen, fluten zurück zu neuem Anlauf und jagen wieder landan. Wer weiß heute noch um Len Bölk und Jürgen Mette, die das Meer verschlang?

Das Seil.

Skizze von **Roderich Müller-Guttenbrunn.**

Auf einer schmalen, harten Bank in der Schutzhütte hatten die beiden Freunde die Nacht verbringen müssen. Nur der Rucksack hatte als Kopfkissen gedient, und nun, bei grauendem Morgen, dehnten sie, der Professor und der Arzt, die schmerzenden Glieder und eilten zu der eiskalten Quelle nahe der Schutzhütte, um sich durch eine kühle Waschung wieder in den Vollbesitz des Bewußtseins zu bringen . . .

Breit war der Felsenkessel, in den sie das Schutzhaus hingebaut hatten, im Kreise wuchtete das graue Kalkgestein empor, türmte sich himmelan zu kühngeformten Graten, Türmen und Zacken.

Die beiden Freunde wanderten durch dichtes Latschengestrüpp. Ehe sie aber das eigentliche Reich der Felsen betraten, gab es zwischen den beiden eine kleine Erörterung.

Der Professor hatte es auf sich genommen, das sittliche Ideal im Menschen zu verteidigen, das Sittliche der allgemeinen Weltordnung, er sang der Aufopferungsfähigkeit des Menschen für einen anderen ein Loblied, während der Arzt die Stärke der Machtgier ins Treffen führte, ja das Vorhandensein eines sittlichen Verantwortungsgefühls als Urgegebenes im Menschen leugnete, dessen Erscheinungen er als Ergebnisse eines gesellschaftlichen Übereinkommens bezeichnete.

Erst der Einstieg in die Felsen machte dem Wortwechsel ein Ende. Kalt waren die Steine, noch feucht vom Tau der Nacht, und hauchten eisige Kühle aus.

Sie seilten sich an. Der Arzt, als der Stärkere, Geschmeidigere, stieg voran. Zwei Stunden anstrengender Kletterei hatten sie nun vor sich, bis das Glück des Gipfels winkte.

Über Felstreppen ging es aufwärts. Dann mußte auf schmalem Bande ein Steilhang überquert werden; eine breite Platte kam, über die nur ein gewagter Spreizschritt bei schlechtem Griffe hinüberhalf, ein kurzer Kamin schließlich, in dem man sich nur mühevoll aufwärtsstemmen konnte. Der Arzt schlug auf einem breiteren Felsenbande eine kurze Rast vor, als er sah, daß sein Freund schon keuchte und ihm der Schweiß in Strömen über die Stirn floß.

Der Blick ins Tal hatte sich bereits geweitet, der Gipfelgrat winkte in nächster Nähe, und die Welt der im Sonnenlicht brennenden Berge war reicher und vielgestaltiger geworden. Ein schmaler Sattel gab dem Auge freie Bahn in

die märchenhaft tief unten liegenden Täler, wo Menschen wohnten, wo Hütten standen, aus deren Kaminen wohl eben jetzt der Rauch morgendlichen Feuers emporstieg, wo Hunde kläfften, Kinder spielten und die Großen an die Arbeit gingen.

Der Arzt blies den Rauch seiner Zigarette nachdenklich vor sich hin und nahm das frühere Gespräch wieder auf.

„Willst du auch hier oben noch deine Behauptung vom Sittengesetz aufrechterhalten, das vom Urbeginn im Menschen war, das also von jenseits kommt, nicht menschliches Übereinkommen darstellt? Glaube mir, nur drei Kräfte gibt es in uns: Selbsterhaltungstrieb, Geschlechtstrieb und Eitelkeit!“

Der Professor schüttelte den Kopf: „Ich kann mir ein Leben ohne diesen Glauben nicht vorstellen!“

Der sonnige Gipfelgrat winkte in lockender Nähe, und bald hatten sie sich wiederum in den Kampf mit den Felsen verbissen. Der Arzt blieb voraus, gab es an, wenn der nachfolgende Freund ihn mit dem Seile sichern sollte. Er war aber durchaus nicht ängstlich und vermied es bei allen nur halbwegs ersteigbaren Stellen, die zeitraubende Sicherung durch das Seil abzuwarten. Zerrissener wurden die Felsen, oft war der Vorauskletternde für den Nachfolgenden gar nicht zu sehen, entschwand seinen Augen, nur das sich emporschlängelnde Seil blieb sichtbar, und der Ruf, nachzukommen, klang sonderbar hohl und ferne.

Jetzt war der Arzt wieder in den Felsen verschwunden, nach Überwindung eines kleinen, gefahrlosen Kamins, nun mußte er bereits oben in der Sonne sein. Der Professor stand auf schmalem Tritte und hielt das Seil lose in der Hand. Sah aufwärts, wartete des Rufes, nun auch hinaufzukommen. Da — — ein Schrei! Er umklammerte im Drange des Augenblicks den Felsen vor sich, spreizte die Beine. Wie der Schatten eines ungeheuer großen Riesenvogels sauste da der Körper des Freundes im Bogen über ihn in die Luft hinaus.

Das Seil spannte sich mit einem fürchterlichen plötzlichen Ruck um seinen Leib, zog ihn in die Tiefe. Der Arzt hing am unheimlich stark hin und her schwingenden Seil über der senkrechten Wand. Und schrie und schrie! Der Professor verstand kein Wort. Er fühlte nur den immer stärker werdenden Zug zum Abgrund hin, umklammerte unter Aufbietung aller Kräfte den schmalen Felsen, in den sich seine Finger krallten. Er fühlt es, daß er nicht lange mehr dem Zug zum Abgrund wird standhalten können . . .

Da bleibt sein Auge an dem Seile haften, an jener Stelle, die gerade über einen scharfkantigen Felsen hin und her scheuert. Wie eine Säge wirkt der scharfe Stein! Der Menn traut sich den Gedanken nicht auszudenken und fühlt doch, wie die Hoffnung überwältigend auf ihn losstürzt, wie seine Augen gebannt auf jene Stelle hinstarren müssen, an der das Seil immer dünner wird, an der bereits Fasern weghängen. Die Kraft der Hände, der Finger erlahmt. Ein Messer, wer kommt mit einem Messer und schneidet das Seil durch? Er selbst kann keine Hand freimachen, würde sonst sofort auch in die Tiefe sausen! Unheimlich schwer ist der arme Freund da unten — und er schreit noch immer, das Seil schwingt bereits weniger.

Und plötzlich läßt der furchtbare Zug nach. Unten schlägt in tiefster Tiefe ein Körper auf, Steine kollern nach. Dann ist unheimliche Stille. Nur mehr wenige Sekunden hätten die Kräfte angehalten. Der Professor sinkt zusammen, gleitet in sanfte Ohnmacht hinüber.

Lange Zeit sitzt er dann nach mühevollem Abstieg unten bei der Leiche des Freundes und weiß nicht, was er denken soll. Er muß an die heutigen Reden des Freundes denken, an dessen Leugnung des Sittengesetzes.

Weiße Wolken wandern am Himmel, eine rote fremde Blume sprießt zwischen Felsen auf kümmerlichem Boden zum Lichte. Irgendwo in der Welt werden auch in diesem Augenblick neue Menschen, neue Tiere geboren, immer wieder ins Licht gedrängt. Ein Übergang, ein Schatten ist alles, wie die Wolke, die sich eben im Sonnenlichte in das selige Nichts auflöst.

„Ick dementiere mir selber.“

Wenn berühmte Männer totgesagt werden.

Im Jahre 1875 verbreitete sich in Berlin das Gerücht von dem Ableben des greisen Feldmarschalls **Wrangel**. Der alte Wrangel aber war sehr verwundert, als er vernahm, daß diese Nachricht ausgerechnet von Berliner Börsenmännern verbreitet worden sei. Er begab sich spornstreichs zur Börse und zeigte sich den Geldleuten mit den Worten: „Man hat mir dotgesagt, und ick komme, um mir selber zu dementieren, damit die Kurse nich etwa fallen!“

Seiner Frau, die sich in Steglitz befand und in ihrer Sorge einen Boten nach Berlin gesandt hatte, schickte er einen Zettel mit dem Vers:

„Liebe Frau, ick bin nich dot,
mach mir ein jutes Abendbrot!“

*

1805 ging durch die Pariser Presse die Nachricht, Josef **Haydn** sei gestorben. Ein Verehrer Haydns, der Komponist Cherubini, schuf sogleich eine Trauerkantate, die zusammen mit Mozarts Requiem in einer schönen Trauerfeier für Haydn aufgeführt wurde.

Als man dem noch sehr munteren Haydn die Sache erzählte, lachte er und sagte: „Schade, daß ich nichts davon gewußt habe, ich wäre zu gern nach Paris zur Totenfeier gereist und hätte mir mein Requiem selbst dirigiert!“

*

Auch **Fritz Reuter** mußte einmal das Gerücht von seinem Tode dementieren. Die Stralsunder Zeitung hatte die Falschmeldung zuerst gebracht. Hierauf sandte der Dichter der Redaktion folgende Berichtigung:

„Da ich einen leicht begreiflichen Widerwillen gegen das Lebendigbegrabenwerden habe, sind Sie wohl so freundlich, mich aus Nr. 268 Ihrer geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn's Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen.“

Lustige Ecke

Arzt: „Was fehlt euch denn?“

„Das ist mein Bruder da, er hat einen Groschen verschluckt, könnte der Herr Doktor den nicht herausbekommen?“

Arzt: „Aber was fehlt denn dir?“

„Nichts, das ist nur mein Groschen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg